



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Stimme gewährt. In meiner einsamen Behausung und auf meinen Wanderungen an dieser mir nun so interessanten Küste verfolge ich immer nur dies teure Bild, das mir jetzt gegenwärtig ist. Sie glauben nicht, mit welcher Beharrlichkeit ich Ihnen in Gedanken nachgehe. Das selige Entzücken, das ich an jenem Morgen empfinden durfte, wo mir zuerst diese Augen ihr Geheimnis verrieten und diese Lippen es bestätigten, brennt in meinem Herzen unauslöschlich nach. Ich folge von weitem jedem Ihrer Schritte und begleite Sie bei allen Ihren Beschäftigungen im Laufe der langen Stunden, wo ich von Ihnen getrennt bin. Ich denke mit inniger Teilnahme an die Beweise Ihres Herzens von unererschöpflicher Güte. Jetzt, denke ich, ist meine Dorothea von der Sorge für die armen Leute erfüllt, deren traurige Lage sie verbessern will, und ich beneide jeden von diesen Tagelöhnern und jedes dieser von Arbeit gebückten Weiber, denen Ihre Gedanken sich zuwenden, jetzt, hoffe ich, ist sie wohl auf dem Balkon und blickt — verzeihen Sie meiner Kühnheit — in der Richtung aus, von der ich kommen könnte. Und oft denke ich mit Zittern und Traurigkeit daran, daß ich vergessen sein könnte, und daß ein Herz, an welches so viele Ansprüche erhoben werden, würdigere Ziele als meine Erinnerung wählen könnte.

(Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber. Eine Erzählung aus den Jahren 1407 und 1408. Von J. Bonnet. Wiesbaden, Julius Niedner, 1888.

Dieses Buch giebt sich als erster Band von Erzählungen aus alten deutschen Städten, der Zweck desselben ist also mehr ein didaktischer als ein poetischer, und wenn auch der Verfasser in der Vorrede den Satz aufstellt, die Poesie dürfe nicht vergessen, daß sie sich im geschwisterlichen Bunde mit der Geschichte Selbstzweck bleibe, so lassen sich doch zwei Zwecke nebeneinander schwer erreichen, ohne daß der eine den andern überwiegt oder beide sich gegenseitig beeinträchtigen. In der Regel muß man denn auch viel Belehrung mit in den Kauf nehmen, die mit dem dichterischen Zwecke nicht in unmittelbarer Verbindung steht; und andererseits fällt die geschichtliche Belehrung, soweit sie nicht unmittelbar und geradezu gegeben wird, unter der Einwirkung der Dichtung leicht etwas unklar und schieflend aus. Doch wozu den vergeblichen Kampf gegen die Mißbildung der „archäologischen Erzählung“ (so nennt der Verfasser selbst seine Schöpfung) mit den alten Gründen immer und immer wieder aufnehmen? Gegen Einwendungen dieser Art ist der Verfasser gefeit, denn er spricht sich in den ersten Sätzen seiner Vorrede sehr schneidig gegen die Tadler im allgemeinen aus; wenn er trotzdem „auf die billige Nachsicht einer verständigen Kritik“ hofft, so meint er damit wohl eben eine, die ihm seine Vorsetzungen über die Berechtigung der ganzen Gattung zugiebt.

Und von diesem Standpunkte aus kann man gern anerkennen, daß die Helden-  
gestalt des Rothenburger Bürgermeisters Heinrich Toppler, sein heldenmüthiges  
Klingen um die Selbständigkeit der Stadt im Kampfe wider die äußern Gegner  
und gegen die geheimen Feinde im Innern recht anschaulich zur Darstellung ge-  
bracht ist; auch der hervorragendste von diesen Feinden, der Geisterbanner Raben-  
Hakaton, ist eine in den Verhältnissen der Zeit wurzelnde und nicht ohne Geschick  
gezeichnete Figur. Einiges Bedenken flößt jedoch schon in historischer Beziehung  
die Gestalt der Leila ein, eines Judenmädchens, das, durch Bande der Dankbarkeit  
an das Topplersche Haus gefesselt, eine eigenthümliche Zwitterstellung zwischen  
Judentum und Christentum einnimmt; und noch größer wird das Bedenken, wenn  
wir Leila mit Hakaton und ihren Verwandten über die Stellung der Juden, die  
Judenverfolgungen und ihre Anlässe des breitem sich aussprechen hören. Eine ge-  
wisse Billigkeit in Abwägung der Schuld auf beiden Seiten läßt sich dem Ver-  
fasser nicht absprechen; dem Charakter jener Zeit aber steht die Vorführung der-  
selben Argumente, die gegenwärtig im Kampfe der Parteien vorgebracht zu werden  
pflegen, nicht recht zu Gesichte. In den andern Partien der Erzählung ist die ge-  
schichtliche Wahrscheinlichkeit besser berücksichtigt und dadurch der Zweck des Buches,  
geschichtliche Belehrung auf dem Wege dichterischen Genusses zu vermitteln, in  
einer im ganzen löblichen Weise erreicht.

Tischler Feldmann. Roman von Mariam Tenger. Berlin, Friedrich Luchardt, 1882.

Mariam Tenger ist eine Ungarin voll starken österreichischen Patriotismus, dem  
sie in den Widmungsworten an Dr. Constantin von Wurzbach-Tennenberg, den be-  
kannten Historiographen und Biographen, einen kurzen, aber kräftigen Ausdruck giebt.  
Umso wohlthuernder berührt in ihrem Roman die Unbefangenheit und das Wohl-  
wollen, mit dem sie deutsche und insonderheit preussische Art und Eigenheit zu  
schildern weiß, der sie neben und gegenüber dem Oesterreichertum volle Gerechtigkeit  
widerfahren läßt, ohne doch bei der Schilderung des letztern in den Fehler so  
vieler ihrer Landsleute, den eines schwächlichen Pessimismus, zu verfallen. Nicht  
als ob Fragen der Politik in dem Roman die erste Rolle spielten; die Charaktere  
und Schicksale der dargestellten Personen fesseln in erster Linie unsre Teilnahme;  
aber wir merken doch überall, daß der Roman in den letzten zwei Jahrzehnten  
spielt: die großen politischen Ereignisse und Bewegungen der Zeit werfen ihren  
Schatten in die Handlung des Romans hinein und wirken bestimmend auf die  
Schicksale der Personen und namentlich des Helden ein. Das Buch wurzelt ganz  
in der Gegenwart und erweckt schon um deswillen Teilnahme; diese verdient es  
aber auch darum, weil Mariam Tenger eine mit Phantasie und Ursprünglichkeit  
begabte Erzählerin ist, die uns in diesem Romane eine über das Maß des Ge-  
wöhnlichen hervorragende Schöpfung bietet.

Vor allem versteht die Dichterin die Kunst der spannenden Erzählung gut —  
mitunter vielleicht zu gut; der Anspielungen auf späteres, der Stellen, die ihre  
volle Erklärung erst im folgenden finden, sind so viele, daß eine gewisse Gedächtnis-  
anstrengung dazu gehört, dem allen gerecht zu werden. Wenn am Ende der ersten  
Abteilung die Mehrzahl der auftretenden Personen bei einem gewaltigen Sturme  
auf einem See verunglückt und diese sämtlich in der nächsten Abteilung unter ver-  
ändertem Namen auftreten, ohne daß uns die Erzählerin etwas darüber verrät,  
wer und ob überhaupt jemand gerettet worden ist, so läuft durch dieses allzu drastische  
Mittel die Geschichte doch Gefahr, unverständlich oder lächerlich zu werden. Sehr  
reichlich wird das Kunstmittel angewandt, die Erzählung in dem Augenblicke der

größten Spannung abzubrechen und die Lösung des Knotens erst im spätern Verlaufe zu geben. Aber die Führung der Fäden, ihre Verwicklung und Entwicklung ist doch eine so geschickte, daß man der Verfasserin immer wieder gern folgt, umsomehr, da ihr eine große Gabe anmutiger Darstellung eigen ist. Und zwar stehen in dieser Beziehung die Abschnitte, die am schönen G. (doch wohl Gmundener) See spielen, und die, welche uns nach der deutschen Hauptstadt führen, sowohl in Bezug auf die Schilderung des Hintergrundes als der handelnden Personen vollkommen auf gleicher Höhe; alle Personen sind mit gleicher Liebe, gleichem Verständnis und gleicher Lebendigkeit geschildert.\*) Vor allem gelingt der Verfasserin die Darstellung neckischer Weiblichkeit und munterer Liebenswürdigkeit; aber auch eine Gestalt wie der Geheimrat Burgau, der Typus des höhern preussischen Beamten-tums in gutem Sinne, ist mit großer Naturwahrheit und sichtlich Liebe gezeichnet.

Die romanhafteren unter den handelnden Persönlichkeiten sind kluger Weise in einer etwas matteren Beleuchtung gehalten: so der Titelheld selbst, ein polnischer Fürstensohn, der, durch wunderbare Schicksalsverfettung in niedere Lebensstellung geworfen, sich in dieser festhalten läßt und auch unter diesen Verhältnissen ein reiches inneres und äußeres Leben entfaltet. Auch der Betrüger, der durch List die Rolle dieses Polenfürsten zu spielen weiß und in ihr schmählich zu Grunde geht, erscheint stets nur im Hintergrunde der Erzählung. Doch auch diese Gestalten sind keine Schemen, sondern haben Fleisch und Blut.

So ist denn das ganze Buch eine schätzenswerte Bereicherung unsrer erzählenden Literatur. Eine größere Ruhe und Objektivität der Darstellung wird sich die Verfasserin freilich noch aneignen müssen, der Schluß des zweiten Kapitels der zweiten Abteilung lautet beispielsweise folgendermaßen: „Das scheint denn auch der Fall gewesen zu sein, denn eine Viertelstunde später eilte das kleine Fräulein nach Hause. Mutmaßlich notirte es in seinen Kalender den 12. Dezember 1876 als einen sehr ereignisvollen Tag. Wir müssen, ehe wir berichten, was nach diesem Tage geschah, einige Rückblicke auf Personen und Erlebnisse thun, die wichtiger als er und das kleine niedliche Fräulein sind.“ Die erste Abteilung schließt so: „Unvergessen werden wir die Kunde davon wiederfinden, sobald wir Anlaß haben, ihr nachzuforschen.“ Das sind Verstöße gegen die Geseze der epischen Darstellung, deren sich eine gute Erzählung nicht schuldig machen darf; solche Einnischung der Persönlichkeit des Erzählers paßt höchstens in den komischen Roman, aber nicht in die ernsthafte Erzählung, zu welcher gerechnet zu werden das vorliegende Buch sonst allen Anspruch hat.

Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Kober. Herlohn, J. Bädker.

Seiner Gattung nach steht dieses Buch eigentlich auf der Grenze der Novelle und des Romans; dem ursprünglichen Novellenstoffe ist eine begleitende Handlung beigegeben, die durch ihre Bedeutung mehr und mehr in den Vordergrund tritt und mit ihrer ein ganzes Menschenleben umfassenden Grundlage nicht mehr Novelle, sondern Roman ist.

Die Novelle erzählt von einem Arzte Dr. Bercht, den seine große Vorliebe für das Theater mit der ersten Liebhaberin der Bühne seines kleinen Städtchens in nahe Berührung und schließlich in eine Art Liebesverhältnis bringt, das ihn

\*) Ein wunderlicher sachlicher Fehler sei hier beiläufig berichtigt: Maria Himmelfahrt fällt nicht kurz vor Pfingsten, sondern auf den 15. August; es liegt wohl eine Verwechslung mit der Himmelfahrt Christi vor.

seiner Gattin entfremdet und diese in ihrer Verlassenheit in die Gefahr stürzt, ihr verschmähtes Herz einem Jugendfreunde ihres Mannes, dem Dr. Közner, zu schenken. Doch löst sich der Zwiespalt dadurch, daß Bercht die sittliche Unwürdigkeit der Schauspielerin und seiner Stellung zu ihr erkennt, reuig zu seiner Gattin zurückkehrt und mit ihr im fernen Amerika ein neues Leben beginnt, ein Nachspiel, das mehr durch die Zeit, in welche die Handlung verlegt ist, nämlich das Ende der vierziger Jahre, als durch die Sache selbst begründet erscheint; Dr. Közner aber, ein aristokratischer Vertreter demokratischer und sozialistischer Grundsätze, findet bei einem durch rohe Bedrückung hervorgerufenen Aufstande der Arbeiter, dem er entgegengetreten will, seinen Tod. Die andre Handlung hat den Maler Schönaich zum Mittelpunkt. Diesen, der durch unglückliche Verkettung von Schuld und Verhängnis in früher Jugend sich an eine ältere Frau, die ihn nicht versteht, ja alle Kunst für Teufelswerk hält, gefesselt worden ist, sucht die Freundin der Gattin Berchts, Ellen, aus dem Elend seines Tagelöhnerberufes herauszureißen, um ihn für die Kunst und vor allem für sich zu gewinnen. Den dadurch hervorgerufenen Kämpfen ist aber die geistig und körperlich geschwächte Natur des Malers nicht gewachsen, und ein wohlthätiger Tod enthebt ihn der Notwendigkeit, dem Drängen Ellens folgend, das Band mit seiner Familie zu zerreißen.

Diese beiden Handlungen, in die noch einige andre Gestalten eingreifen, sind so verschmolzen, daß doch die zweite das Übergewicht erlangt. Der Verfasser legt ihr auch den tiefern Wert bei; das ergibt sich aus seiner Widmung an Karl Reinecke, den Leipziger Kapellmeister. Er sagt darin freilich wohl nicht ohne einige Übertreibung: „Dem Schicksal des armen Schönaich wirst du hoffentlich deine Teilnahme nicht versagen. Er ist nicht gestorben, er stirbt überhaupt nicht; wer ein Auge hat, ihn zu erkennen, sieht ihn jeden Tag bald in dieser, bald in jener Gestalt durch die Straßen schleichen.“ Sollte freilich die Zahl der verkümmerten Genies wirklich so groß sein? Dann würde wenigstens die Menschheit die mangelnde Entfaltung derselben kaum zu beklagen haben; höchstens würde man manches durch künstliche Mittel gezüchtete Talent gern durch ein echtes, gottbegnadetes ersetzt sehen.

Woher aber der Name Marionetten? Er erklärt sich auf folgende Weise. Dr. Bercht erinnert ein wenig, aber nicht zu seinem Schaden, an Wilhelm Meister. Er liebt nicht nur die wirkliche Bühne, sondern auch das Marionettentheater und benutzt eine Gelegenheit, ein solches zu erwerben; und mit diesem führt er nun vor der Gesellschaft des Romans einige Puppenspiele auf, die ihm sein Freund Gerardus schreibt, der seinerseits die Stoffe dazu sich von der sagen- und märchenkundigen Felicitas erzählen läßt. Da ist ein Fragment eines Faust, das Märchen von den drei Spinnerinnen, das Märchen vom heiligen Andreas, das Märchen vom Schneider im Himmel, das Märchen vom Schneewittchen, das Märchen von der Jungfrau Maleen und endlich das Märchen vom Gevatter Tod. Das eine davon ist, wie die obenerwähnte Widmung besagt, bereits früher von Karl Reinecke in Musik gesetzt erschienen und in weitem Kreise bekannt geworden; auch die andern haben einen eignen Reiz der Sprache; sie reden sehr glücklich in dem Tone Hans Sachs'scher und Goeth'scher Einfachheit und Unbefangtheit. So tritt z. B. in dem Märchen vom Schneider im Himmel der Herr selbst auf:

Nun aber bin ich müd' und matt  
 Und hab' heut des Regierens satt;  
 Ich will ein bißel mich vertreten,  
 Lustwandeln zwischen den Gartenbeeten — —  
 Du, Petrus, Ncht hab' auf die Thor',  
 Die güldnen Kiegel schiebe vor.

Wer kommt, der soll da draußen warten,  
 Bis ich zurück bin aus dem Garten,  
 Und thu' er böß, und thu' er fromm,  
 Er wart', bis daß ich wieder komm'.

Die Theaterliebhaberei Berchts, die eingefügten Puppenspiele, die eingestreuten zahlreichen und teilweise ausführlichen Gespräche über Theater und dramatische Literatur weisen ebenso wie die ganze äußere Gruppierung des Stoffes und die Darstellungsweise sehr deutlich auf das Goethische Muster hin; einzelne Absätze (eine Kapiteleinteilung fehlt dem Buche) schließen mit ganz auffälligem Anklänge an Goethische Art.

Wie Wilhelm Meister, so wirft sich auch Bercht zum Leiter der Schauspieltruppe auf und studirt den widerwilligen, in platter Routine befangenen die Goethische Iphigenie, wie jener den Hamlet, ein. Die Bemerkungen, die Roeber bei dieser Gelegenheit den Schauspielern in den Mund legt, sind mit beißendem Spotte über diese Routine getränkt. Der erste Held sagt: „Er, der vom Theater nichts versteht, wirft sich zu unserm Herrn und Meister auf, und weil er keine Gage in Anspruch nimmt, sogar seine Praxis als Theaterarzt umsonst ausübt, ist es unserm Direktor gerade recht. Wir aber haben Anspruch auf Entschädigung. Den Statisten mag er zeigen, was sie zu thun haben, aber Ihnen, Karoline, die Sie gleich groß sind im Tragischen wie im Komischen, Vorlesungen zu halten über die Auffassung einer Rolle, und mir gar so von oben herab zu sagen, ich müsse erst noch lernen, wie man Verse spreche, das geht über die Pappelbäume. Ich mag nicht daran denken, was er mir alles zum Verschlucken hat vorgefetzt; die Vokale und Konsonanten lägen mir im Munde wie ein Haufen geraspeltes Holz. Da mußte ich viertelstundenlang Pater und Bader buchstabiren, Kunststücke machen mit dem Gaumen, den Lippen und den Zähnen, daß es mir grün und blau vor den Augen wurde. Ich riße die herrlichsten Stellen in Fetzen, sagte er mir, weil ich nicht einmal richtig Atem zu holen wußte, und so ließ er mich herhalten, als wäre ich ein Opernsänger. Der alte Zelter hätte sich darauf verstanden und der hätte einmal gesagt, daß jeder gute Vereiter seinem Pferde zuerst einen stehenden Atem beibringe. — Wer war Zelter? fragte Karoline. Ohne Zweifel ein Pferdehändler, antwortete Farnese. Was? mich mit einem Gaul zu vergleichen, der ich durch die Eleganz meiner Erscheinung die ganze Damenwelt zur Bewunderung hinriß.“

Auch die Unterhaltungen Berchts und seiner Freunde bieten eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen, obwohl sie dem gewählten Zeitraum des Romans entsprechend nur auf frühere Erscheinungen eingehen und vorwiegend an Tieck und Zimmermann anknüpfen. Ja fast will es scheinen, als stamme das ganze Buch in seinen Grundzügen wirklich aus einer der geschilderten nicht zu fern liegenden Zeit, sodaß wir in ihm ein Erstlingswerk eines bereits gereiften Mannes vor uns hätten. Inhalt und Darstellungsweise wenigstens würden dieser Annahme nicht widersprechen, und es wäre nur mit Freuden zu begrüßen, wenn solche Enthaltbarkeit in weitem Kreisen zum Muster genommen würde. Wir würden dann auf belletristischem Gebiete weniger Bücher haben, aber mehr wertvolle.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
 Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.